



JOHN  
KATZENBACH

# Der Verfolger

PSYCHOTHILLER

DROEMER\*

**John Katzenbach**

# **Der Verfolger**

**Psychothriller**

Aus dem Amerikanischen  
von Anke und Eberhard Kreutzer

# Über dieses Buch

Ein Psychiater als Opfer von Psychopathen – die lange erwartete Fortsetzung des Bestsellers »Der Patient« von Thriller-Star John Katzenbach

Fünf Jahre lang hatte er geglaubt, er wäre diesem perfiden Killer endgültig entkommen. »Rumpelstilzchen« hatte sich der Mann genannt, den er bei einer Schießerei auf Leben und Tod schließlich erledigt hatte. Vermeintlich.

Denn wie aus dem Nichts taucht in der Praxis des Psychiaters Dr. Frederick Starks in Miami auf einmal genau dieser Killer auf. Und seine Drohung ist unmissverständlich: Wenn Starks ihm nicht helfe, den Unbekannten aufzuspüren und zu töten, der seit einiger Zeit ihn und seinen Bruder, einen erfolgreichen Anwalt, mit Morddrohungen überziehe, werde er ihn umbringen. Dem Psychiater bleibt keine Wahl. Unversehens findet er sich in ein albtraumhaftes Katz-und-Maus-Spiel verstrickt, in dem alle Beteiligten, auch er selbst, nur die Auslöschung ihres Widersachers im Sinn haben. Nichts ist, wie es scheint, bei dieser mörderischen Verfolgungsjagd, Starks' Leben steht auf Messers Schneide ...

# **Inhaltsübersicht**

**PROLOG - SO IST ES NICHT GEWESEN**

**TEIL I - DER UNGEBETENE GAST**

**1. Kapitel**

**2. Kapitel**

**3. Kapitel**

**4. Kapitel**

**5. Kapitel**

**6. Kapitel**

**7. Kapitel**

**8. Kapitel**

**9. Kapitel**

**10. Kapitel**

**11. Kapitel**

**12. Kapitel**

**13. Kapitel**

**14. Kapitel**

**15. Kapitel**

**16. Kapitel**

**17. Kapitel**

**18. Kapitel**

**19. Kapitel**

**20. Kapitel**

**21. Kapitel**

**22. Kapitel**

**23. Kapitel**

**24. Kapitel**

**25. Kapitel**

## **TEIL II - DIE WILLKOMMENEN BESUCHER**

**26. Kapitel**

**27. Kapitel**

**28. Kapitel**

**29. Kapitel**

**30. Kapitel**

**31. Kapitel**

**32. Kapitel**

**33. Kapitel**

## **34. Kapitel**

# **TEIL III - DER MANN, DER EIGENTLICH TOT SEIN SOLLTE**

## **35. Kapitel**

## **36. Kapitel**

## **37. Kapitel**

## **38. Kapitel**

## **39. Kapitel**

## **40. Kapitel**

## **41. Kapitel**

## **42. Kapitel**

## **43. Kapitel**

## **EPILOG**

# PROLOG

## SO IST ES NICHT GEWESEN

Es war immer derselbe Traum - eine verdrehte, vom Schlaf verzerrte Spiegelung der Realität. Jedes Mal, wenn er ihn erneut durchlebte, war es eine einzige Qual: Im Traum kauerte er in seinem Versteck unter der zerfetzten Plane, nicht weit von den verkohlten Überresten seines Ferienhauses auf Cape Cod, und wartete auf den Mörder, der ihm schon seit Wochen auf den Fersen war. Aus der ursprünglichen Drohung - entweder du bringst dich um, oder ein Unschuldiger stirbt - war eine tödliche Wahl geworden: er oder ich. Aus der Mündung der halbautomatischen Pistole in seiner Hand stieg ein dünner Rauchfaden auf. Im Traum sah er von seinem Versteck aus, wie der Mörder in der nächtlichen Dunkelheit näher kam - genau so wie fünf Jahre zuvor im realen Leben. Der Killer kehrte ihm, die eigene Waffe im Anschlag, den Rücken zu. Doch als der Mörder herumwirbelte und die Pistole auf ihn richtete, verwandelte sich der Traum urplötzlich in ein schreckliches Zerrbild von Wahrem und Gewesenem. Denn anders als damals beschlug plötzlich seine Brille, sodass die Gestalt seines Widersachers mit der nächtlichen

Umgebung verschwamm. Und dann klemmte seine Pistole. Es war, als wäre sein Finger am blockierten Abzug festgefroren, und egal, wie verzweifelt er abzudrücken versuchte, die Waffe verweigerte ihren Dienst, bis sie mit einem Mal in seiner Hand zerbrach und in nutzlosen Einzelteilen zu Boden fiel. Im Traum konnte er sehen, wie der Mörder auf ihn zielte, und dann schrie er: *Das stimmt nicht! So ist es nicht gewesen!* Doch seine Schreie wurden vom Knall aus der Pistole des Mörders übertönt, und es war, als stehe er neben sich und sehe zu, wie ihm die Kugel ins Herz dringt und sich das Blut seines verebbenden Lebens auf dem Boden ausbreitet.

An dem Punkt wachte er immer auf. Er blieb auf dem schweißnassen Bettlaken liegen, begann sofort zu grübeln, was genau er im Lauf des Tages gehört und gesehen oder woran er sich erinnert hatte und was davon der Auslöser für diesen Albtraum gewesen sein könnte. An Schlaf war danach kaum noch zu denken.

Er erkannte, dass sich im Traum das Einfache und das Komplexe in einem emotionalen Morast vermengten. So ungern er es sich eingestand, begriff er im Prinzip, was sich da in seinem Unterbewusstsein abspielte. Seit er sich in jener Nacht unter der Plane unsichtbar gemacht hatte, stand für ihn das Verborgene für seine Verwundbarkeit. In Wahrheit hatte damals Ricky, dem Mörder immer einen winzigen Schritt voraus, den Schuss abgefeuert, während er im Traum, in dem er immer einen kleinen Schritt

zurücklag, zum Opfer wurde. Und so blieb selbst ihm, dem Psychoanalytiker, die wahre Bedeutung dieses wiederkehrenden Szenarios verschlossen – zum Greifen nahe und doch nicht zu packen.

### *FÜNF JAHRE DANACH*

Er hasste Turbulenzen.

Das Problem war relativ neu, diese Angst hatte sich ohne ersichtlichen Grund im Lauf der letzten Monate bei ihm eingeschlichen. Auf einer Flughöhe von fünfunddreißigtausend Fuß spürte Ricky Starks, wie bei jedem heftigen Rütteln der Maschine sein Stresspegel stieg. Ihm zog sich der Magen zusammen. Er bekam schweißnasse Hände. Der Widerspruch zwischen den ihm wohlbekannten Fakten – dass das gelegentliche Absacken und Schaukeln ganz normal und kein Grund zu übertriebener Sorge war – und seinen Zwangsvorstellungen von Piloten, die bei jeder Turbulenz verzweifelt um die Kontrolle der Maschine kämpften, war nicht aufzulösen. Er machte sich dann in seinem Erste-Klasse-Sitz ganz klein und harrte schicksalergeben aus. Natürlich wusste er, dass es zahlreiche Medikamente gegen diese plötzlichen Panikattacken gab. Oft genug hatte er sie seinen Patienten verschrieben, doch nie sich selbst. Ebenso wenig hatte er jemals dieses fragwürdige

Tapferkeitsideal kritisch beleuchtet, sondern sich allenfalls von Zeit zu Zeit gefragt, woher es rühren mochte, sich aber nie um eine ernsthafte Antwort bemüht.

Er flog nach Washington, wo er bei einem Forschungsseminar des National Institute of Health zum Thema posttraumatische Belastungsstörungen in seinem Vortrag von jungen Überlebenden der Hurrikan- und Hochwasserkatastrophe Katrina in New Orleans berichten sollte. Die Foto- und Filmaufnahmen von Menschen, die sich an Hausdächer klammerten, von überschwemmten Straßen und verzweifelten Obdachlosen in der Notunterkunft des Superdome hatten ihn wie magisch angezogen. Als der Sturm die Stadt heimsuchte, war Ricky gerade erst wieder in sein altes Leben zurückgekehrt: Seine falsche Identität als *Richard Lively*, die ihm nach der Konfrontation mit einer mörderischen Familie das Leben gerettet hatte, lag hinter ihm, und er knüpfte zaghaft wieder an das an, was er davor gewesen war: Dr. Frederick Starks; Witwer; Eigenbrötler; einstmals gut situierter Psychoanalytiker und aufsteigender Stern am Firmament der New Yorker Therapeuten.

Die Welt der Upper-Class-Psychiatrie in Manhattan allerdings war für ihn nur noch eine schöne Erinnerung. Praxis, Ruf, Finanzen, sogar sein Haus – das alles hatten ihm diese Menschen, die auf seinen Tod versessen waren, ruiniert. Im letzten halben Jahr hatte er in New Orleans schwer traumatisierte Kinder behandelt. Der Hurrikan

hatte bei ihnen tiefe Spuren hinterlassen: Bettnässen. *Pavor nocturnus*. Unkontrollierbares Zittern. Stottern. Die Unfähigkeit, sich auch nur auf die einfachsten Aufgaben zu konzentrieren. Plötzliche Anfälle abgrundtiefer Depression. Und aggressives Verhalten: Ungehorsam. Feindseligkeit. Ein sprunghaftes Wiederaufleben von Banden selbst bei Jugendlichen unter zwölf Jahren, die vor der Katastrophe noch Kinderfilme geschaut hatten. Ein Anstieg von Drogenmissbrauch. Ein Anstieg von sinnloser Gewalt.

Immer wieder hatte er zu hören bekommen:

*Ich will eine Waffe.*

Man kann eine Windstärke zwölf nicht erschießen.

*Ich will mich wehren.*

Man kann sich einer Flutwelle, die über einen Deich hereinbricht, nicht wehrhaft entgegenstellen.

*Ich will töten.*

Man kann die Natur nicht töten.

Die Situation war wie auf ihn zugeschnitten – verwaiste, im Stich gelassene Menschen. Sein Lieblingspatient war ein verstörter dreizehnjähriger Junge namens Tarik, der vierundzwanzig Stunden neben der Leiche seines ertrunkenen Onkels auf einem Dachboden ausgeharrt hatte. Er wollte nicht sprechen, da er jedes Mal, wenn er es versuchte, nur hilflos ins Stottern kam. Ricky hatte sich eine Strategie für ihn ausgedacht – sie spielten Dame. Jedes Mal, wenn Tarik Ricky einen Spielstein abnahm oder wenn er zur Dame befördert wurde, gab es eine Pause, und

Tarik musste Ricky etwas aus der Erinnerung an die Stunden auf dem Dachboden erzählen. Je länger sie spielten, desto mehr von der Geschichte kam ans Licht.

Dienstags und donnerstags von sechzehn bis siebzehn Uhr. Zunächst ging es nur langsam voran – weil Tarik versuchte, Ricky keine Steine abzunehmen, indem er entweder absichtlich verlor oder zuweilen sogar vor Frustration das Brett zu Boden schleuderte –, doch nach und nach gewann Tarik immer öfter und rückte mit seiner Geschichte heraus. Dabei ging zu Rickys Freude das Stottern mit jedem Sieg auf dem Brett ein klein wenig zurück. Und in dem Maße, wie er das Stottern überwand, gelang es dem Jungen, sich zu verzeihen, dass er überlebt hatte, während sein geliebter Onkel gestorben war.

Nur dass er eines Dienstagnachmittags nicht zum verabredeten Termin in Rickys Praxis erschien und auch seine Mutter nicht anrief, um sein Fehlen zu erklären.

Am Abend desselben Tages hatte Ricky in seiner kleinen Mietwohnung in einer Nebenstraße der Magazine Street im Garden District die Nachrichten eingeschaltet. Atemlos verkündete der Sprecher: »Ein weiterer Ausbruch von Straßengewalt nach Katrina im südlichen Teil des neunten Stadtbezirks forderte das Leben eines dreizehnjährigen Jungen ...«

Tarik war von einer rivalisierenden Bande angeschossen und auf der Straße liegen gelassen worden. Der Schütze hatte ihn mit seinem ein Jahr älteren Bruder verwechselt.

Ricky rief bei der Polizei an, um Näheres zu erfahren, doch auf der Wache hielten sie sich bedeckt. In einem Telefonat mit dem Bezirksgerichtsmediziner erfuhr er dann, dass es ein langsamer, einsamer Tod um Mitternacht gewesen war. Der Schock über den Mord hatte Ricky wie gelähmt zurückgelassen und das Gefühl absoluter Hilflosigkeit nur noch verschlimmert, als zu dem Termin, der normalerweise für Tarik reserviert war, die Mutter des toten Jungen zu ihm in die Praxis kam.

Das Gespräch blieb ihm Wort für Wort ins Gedächtnis eingebrannt: »*Doktor, ich muss etwas wissen, und niemand will es mir sagen.*«

»*Was denn? Wenn ich Ihnen helfen ...*«

»*Fast zwei Stunden kam der Krankenwagen nicht. Die hatten Angst, so spät in der Nacht. Ich muss es wissen: Hatte mein Junge Schmerzen? Musste er leiden, bevor Jesus ihn zu sich holte? Ich muss es wissen. Es macht mein Herz kaputt, ich muss es wissen.*«

Sie sah ihn mit einer Ehrfurcht gebietenden Mischung aus Geduld und Schicksalergebenheit an.

Und so log er: »*Ich glaube nicht, Mrs Johnson. Höchstwahrscheinlich war Tarik bewusstlos und im Schockzustand, vermutlich hat er von seiner Umgebung und von dem, was mit ihm geschah, nichts mehr mitbekommen.*«

Das war erstunken und erlogen, und er hasste sich für jedes unwahre Wort. In Wirklichkeit musste es ein

grauenvoller Tod gewesen sein; mit offenen Augen dazuliegen und bei vollem Bewusstsein röchelnd langsam auszubluten – unfähig, um Hilfe zu rufen, nicht mehr in der Lage, wegzukriechen und auf sich aufmerksam zu machen, bis irgendwann der Tod und der Krankenwagen zu gleicher Zeit eintrafen. Ricky wusste, dass Tarik bei zügiger Notversorgung möglicherweise hätte gerettet werden können.

Die Mutter hatte heftig den Kopf geschüttelt, immer wieder.

*»Sie wollen nur, dass ich mich besser fühle, tue ich aber nicht von dem, was Sie sagen.«* Darauf hatte er keine Antwort gewusst – genau die Reaktion, die sie gefürchtet hatte. Doch erhobenen Hauptes, auch wenn ihr die Tränen herunterliefen, stand sie auf und verabschiedete sich mit einem festen Handschlag. *»Ich möchte Ihnen danken, für alles, was Sie für meinen kleinen Jungen getan haben. Er ist gerne hergekommen. Sagte immer, das wären für ihn die besten Tage in der Woche.«* Dann war sie ohne ein weiteres Wort zur Tür hinaus.

Auf seinem Terminkalender hatte er Tariks Stunden nicht neu vergeben. Er wusste selbst nicht genau, wieso – es wäre nur logisch gewesen. Und dann war, eine Woche später, zu Tariks Termin, sein älterer Bruder bei ihm aufgetaucht. Zehn Minuten lang hockte der junge Mann auf demselben Stuhl wie zuvor Tarik und dann seine Mutter. Er

zappelte nicht nervös herum. Vielmehr saß er wie versteinert da. Schließlich fand er Worte.

*»Es war meine Schuld, dass er erschossen wurde. Das war alles meine Schuld. Von vorne bis hinten. Und es wird für immer meine Schuld bleiben.«*

Während Ricky zusah, wie dem älteren Bruder langsam die Tränen in die Augen stiegen, beschloss er von einem Moment auf den anderen, aus New Orleans wegzugehen.

Ricky hatte begriffen: Ein Orkan hatte Tarik verstört. Danach hatte ein zweiter Orkan die Mutter und ihr einziges verbliebenes Kind ereilt. Es war wie ein Perpetuum mobile.

Er dachte gerade an diese Mutter, hatte ihre beiden Söhne vor Augen und fragte sich, was wohl aus den Überlebenden geworden war, als das Flugzeug ein wenig taumelte und er unwillkürlich nach den Armlehnen griff. Tarik stand im Zentrum des Vortrags, den er halten würde – einer von vielen Schritten auf dem langsamen, doch steten Weg zu seiner Rehabilitation und seinem beruflichen Wiederaufstieg. Er beabsichtigte, die Wirksamkeit funktioneller Behandlungsstrategien bei schweren Traumastörungen darzulegen und theoretisch zu untermauern. *Dame*, dachte er. *Dasselbe Risiko, dieselbe Belohnung: Man muss jeden Stein überspringen, jede Hürde überwinden. Nur so kann man Zug um Zug gewinnen. Natürlich geht man auch das Risiko ein zu verlieren. Bei dem Spiel geht es um Vorausschau, um Zermürbungstaktik, ums Überleben.*

Doch zugleich hatte er begriffen: *In einer Welt voller Raserei greift keine Strategie, wenn man zu spät nachts um die falsche Straßenecke läuft.*

Zum zweiten Mal sackte der Flieger ab. Fast im selben Moment ertönte drei Mal in dichter Folge das Signal, das einer Ansage an die Fluggäste in der Kabine vorausgeht.

Als er aufblickte, sah er eine der Flugbegleiterinnen mit äußerst besorgter Miene den Gang entlang nach hinten eilen.

Bis zur Lautsprecherdurchsage verging keine Minute:  
»Ist ein Arzt an Bord?«

In der Hoffnung, dass sich irgendwo ein Internist, Orthopäde oder Kardiologe erhob, rappelte sich Ricky von seinem Sitz hoch. Er konnte niemand anderen entdecken.

Von Rücklehne zu Rücklehne hangelte er sich in der ruckelnden Kabine zu den hinteren Reihen durch, wo zwei Flugbegleiterinnen über eine im Gang liegende Gestalt gebeugt auf Hilfe warteten und zwei weitere von hinten dazukamen. Die Passagiere auf den angrenzenden Sitzen hatten sich halb erhoben und starrten auf die Szene. Ihnen stand eine Mischung aus Neugier und Schock ins Gesicht geschrieben.

Eine der Flugbegleiterinnen drehte sich zu Ricky um.

»Sind Sie ...«, fing sie an.

»Ich bin Arzt«, sagte Ricky, »allerdings ...«

Er führte den Satz nicht zu Ende, sondern wandte sich der Person auf dem Kabinenboden zu. Es handelte sich um

einen Berg von einem Mann, mindestens anderthalb Zentner schwer, in dunkelblauem Sporthemd und kakifarbenen Shorts. Im Gesicht hatte er rötliche Flecken auf gespenstisch bleicher Haut. Mit den dicken Fingern griff er sich an die Brust und zerrte am Stoff seines Hemds. Die Augen hatte er vor Schmerz zusammengekniffen, sein Atem ging röchelnd und flach. Dann durchlief ihn – wie ein Erdbeben – ein gewaltiger Schauer, und er stöhnte laut.

»Haben Sie einen Defibrillator an Bord?«, fragte Ricky.

Die Flugbegleiterin schüttelte den Kopf.

Ricky zögerte. Plötzlich spürte er, dass hinter ihm jemand stand. Als er sich umdrehte, sah er eine eindrucksvolle junge Frau, schlank, mit roten Haaren, Mitte zwanzig. »Ich bin zwar nur Medizinstudentin«, sagte sie, »aber ausgebildete Rettungssanitäterin. Kann ich helfen?«

Ricky deutete auf den sterbenden Mann und trat zur Seite, um sie vorbeizulassen.

Er sah zu, wie die junge Frau nach dem Handgelenk des Mannes griff, um seinen Puls zu nehmen, doch im selben Moment bebte der Koloss zum zweiten Mal vom Kopf bis zu den Zehen, als hätte dieselbe Turbulenz, die das Flugzeug schüttelte, seinen ganzen Körper erfasst. Seine Glieder wurden steif, die roten Flecken an seinen Wangen schlagartig blass, er schnappte zwei Mal nach Luft und stöhnte; für einen Moment öffnete er zuckend die Augen,

bevor sie sich unter einem letzten Röcheln nach oben drehten. Dann setzte die Atmung aus.

»Mein Gott«, sagte Ricky.

Die Medizinstudentin beugte sich augenblicklich zu dem Mann vor, zog ihm energisch den Unterkiefer herunter und begann mit einer Mund-zu-Mund-Beatmung. Mit der freien Hand deutete sie auf die Brust des Opfers und murmelte Ricky zwischen ihren Atemstößen zu: »Beginnen Sie mit Kompressionen!«

Ricky legte beide Hände auf die große Fläche des Hemdes und drückte rhythmisch mit aller Kraft. Er bezweifelte, dass er damit durch die dicken Fettschichten bis zum Herzen des Mannes durchdrang.

»Eins, zwei, drei«, flüsterte er.

Ein letztes Beben vom Scheitel bis zur Sohle, dann schien der Mann plötzlich zu vereisen.

*Er ist tot, dachte Ricky. Einfach so.*

»Nicht aufhören«, ächzte die Studentin.

Als Ricky kurz aufblickte, sah er hinter ihr einen der Piloten stehen. Er schien sich in Sekundenschnelle ein Bild von der Situation zu machen und kehrte im Eiltempo den Gang entlang wieder zum Cockpit zurück.

»Vier, fünf«, zählte Ricky und pumpte weiter.

Kurz darauf hörte er eine zweite Durchsage.

»Verehrte Fluggäste, wir haben einen medizinischen Notfall an Bord. Wir werden den nächsten Flughafen

anfliegen. Bitte kehren Sie zu Ihren Sitzen zurück, und legen Sie die Gurte an.«

Sofort spürte Ricky, wie sie in den Sinkflug gingen – nicht sachte und allmählich wie vor einer normalen Landung, sondern ziemlich steil abwärts, um so schnell wie möglich an Höhe zu verlieren.

»Sechs, sieben, acht, neun ...«, machte er weiter. Als er bei *zehn* war, fing er von vorne an. Plötzlich kehrte in das Gesicht des Mannes mit dem Herzinfarkt wieder ein Hauch Farbe zurück.

»Ich habe einen Puls«, sagte die Studentin und stand auf. Sie wandte sich an eine der Flugbegleiterinnen.

»Haben Sie ein tragbares Sauerstoffgerät?«

Diesmal nickte die Frau.

»Bringen Sie es, sofort«, sagte die Studentin militärisch knapp. »Sie können aufhören«, fügte sie, an Ricky gewandt, hinzu.

Flatternd öffnete der Mann die Lider. Ricky sah die Panik in seinem Blick. Er bekam noch ein wenig mehr Farbe.

»Eine Aspirin oder ein anderer Blutverdünner wäre gut«, sagte die junge Frau, während sie dem Mann eine gelbe

Atemmaske aufsetzte und die grüne Flasche mit dem Sauerstoff aufdrehte. Sie wandte sich wieder an die

Flugbegleiterin. »Sagen Sie dem Piloten, er soll uns so

schnell wie möglich zu einem Krankenwagen bringen.« So

jung sie war, hatte sie offenbar keine Probleme damit, kurz und bündig Anweisungen zu erteilen. Unterdessen sah

Ricky, wie sich bei dem Mann erneut die Augen verdrehten und zum zweiten Mal schlossen. Offenbar war er nicht mehr bei Bewusstsein. Die Flugbegleiterin ging zum Bordtelefon und sprach hastig hinein. Sie wartete, hörte zu und kehrte zu den zwei Helfern im Gang zurück.

»Siebzehn Minuten«, sagte sie.

Die Medizinstudentin schüttelte den Kopf. »Zu lang«, flüsterte sie und beobachtete, wie sich die Brust des Mannes hob und senkte. Nach Rickys Eindruck war der Atemrhythmus synkopisch und unregelmäßig. Die Studentin legte dem Mann die Finger an die Halsschlagader. Wieder schüttelte sie den Kopf. »Wird immer schwächer«, sagte sie. »Was für eine Fachrichtung sind Sie, Doktor?«

»Psychoanalytiker«, erwiderte Ricky im Flüsterton.

Sie verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln. »Also nicht so ganz Ihr typischer Notfall«, sagte sie.

»Nein«, erwiderte Ricky. *Halluzinationen. Psychose. Nervenzusammenbrüche. Suizidversuche. Das sind meine Notfälle.*

»Aber Sie haben ihn gerettet.«

Die Medizinstudentin betrachtete den Kranken am Boden. »Ich glaube nicht«, antwortete sie leise.

Sie blieben bei dem Mann, während sich das Flugzeug durch die schwarze Nacht manövrierte. Jede Minute erschien ihm gleichzeitig kurz und viel zu lang, wie ein Aussetzer in der Zeit. Der Atem des Mannes kam jetzt

schwer und röchelnd – auch seine Lebenskraft war im Sinkflug. Dann hörte Ricky, wie die Räder ausgefahren wurden.

»Sie müssen sich setzen«, sagte die Flugbegleiterin.  
»Wir landen.«

Die Medizinstudentin schüttelte den Kopf. »Nee«, sagte sie. Mit einer Hand griff sie nach einer Armlehne, mit der anderen hielt sie weiter das Handgelenk des Opfers, wie um ihm Trost zu spenden. Auch Ricky blieb und hielt sich einfach nur fest.

Kaum am Gate, eilten schon die Sanitäter des bereitstehenden Krankenwagens durch den Mittelgang des Flugzeugs. Alle blieben sitzen, während die Männer den schweren Mann auf eine Trage wuchteten und ihn über den vorderen Ausgang hinausschoben. Ricky hörte, wie eine Frau ihre beiden neugierigen Kinder zur Ruhe mahnte. Sämtliche Passagiere starrten dem Rettungstrupp hinterher, die meisten mit einem Ausdruck im Gesicht, der sagte: *Gottlob ist mir das nicht passiert.*

»Gehen Sie mit?«, fragte die Medizinstudentin Ricky.

»Nein. Aber Sie vielleicht?«

Sie zögerte, dann erwiderte sie: »Ich glaube nicht.« Aus jedem ihrer Worte sprach der Zwiespalt: Hoffnung wider besseres Wissen. Sie klang erschöpft, und Ricky merkte erst jetzt, dass es ihm nicht anders erging.

Es sollte eine Stunde dauern, bis der Flieger wieder abhob. Die Studentin kehrte zu ihrem Sitz in der Touristenklasse zurück, Ricky in den privilegierten vorderen Abschnitt der Kabine. Während sie auf die Freigabe vom Tower warteten und auf der Rollbahn standen, ohne dass sich etwas tat, hielt Ricky die Armlehnen umklammert. Die Flugbegleiterin bot ihm einen Drink an, doch er lehnte dankend ab. Als sie nach dem Start ihre Reiseflughöhe wieder erreicht hatten, kam der Pilot aus dem Cockpit. Er kam erst zu Ricky. »Danke für Ihre Hilfe«, sagte der altgediente Flugkapitän in der unverkennbaren gedehnten Sprechweise des mittleren Westens. »Wir wissen das wirklich zu schätzen.«

»Haben Sie schon was über den Patienten ...«, fing Ricky an.

Dem Piloten lag die Antwort auf der Zunge, doch dann besann er sich, kam näher heran und antwortete im Flüsterton. »Er hat leider Pech gehabt«, sagte er. »Der Mann ist im Krankenwagen verstorben, und sie konnten ihn kein zweites Mal wiederbeleben.«

Der Pilot richtete sich wieder auf. »Ich gebe dann mal auch der anderen Ärztin auf Sitz vierundzwanzig E Bescheid«, erklärte er.

Erst jetzt wurde Ricky bewusst, dass er nicht einmal den Namen des Toten kannte. Er wusste nicht, wer oder was er war oder woher er stammte, oder sonst irgendetwas über ihn – außer dass er groß und sehr schwer war, Cargoshorts

trug und jetzt tot war. Familie. Freunde. Beruf. Laufbahn. Verheiratet. Geschieden. Ehrenamtlicher Trainer bei der Baseballliga für Kinder. Golfspieler. Nikolaus bei den Weihnachtsfeiern im Büro. Republikaner. Demokrat. Was auch immer er gewesen sein mochte, hatte im Mittelgang des Flugzeugs sein Ende gefunden.

Als der Pilot die erste Klasse verließ, lehnte sich Ricky zurück.

*Was haben wir ihm gegeben? Eine Lebensverlängerung von zwanzig Minuten? Dreißig?*

Wieder ruckelte die Maschine.

*Was kann man mit zwanzig Minuten anfangen? Er dachte nach. Seinen Frieden machen? Abschied nehmen? Sein Schicksal verfluchen oder beten? Seine Irrtümer und Sünden bereuen? Reicht es für irgendetwas anderes als Angst und Schmerz, während einem die Lebensgeister schwinden?*

Zum zweiten Mal wurde der Flieger heftig hin und her gerüttelt. In die Bilder von dem sterbenden Mann im Gang drängten sich Erinnerungsfetzen an den Albtraum auf Cape Cod, bei dem er vor fünf Jahren nur knapp dem Tod entronnen war, und von Tarik, der allein an einer Straßenecke verblutet war – ein beklemmendes, wirres Durcheinander. Sosehr er versuchte, diese Gedanken auseinanderzuhalten, gingen sie doch nahtlos ineinander über. Vor ihm leuchtete mit einem Signalton das rote

Anschnallzeichen wieder auf, als der Flug in eine weitere unvorhergesehene Turbulenz geriet.

# TEIL I

## DER UNGEBETENE GAST

*»You can climb a mountain,  
You can swim the sea.  
You can jump into the fire,  
But you'll never be free ...«*

Harry Nilsson, »Jump Into The Fire«, 1971

*»Eingekeilt leben wir, zwischen der zerwühlten  
und durchforschten Vergangenheit und einer Zukunft,  
die auf unsere Arbeit wartet.«*

Anna Freud, »Maulwürfe sind wir«, 1920

# 1

**A**n dem Tag, an dem sich sein Tod als Dr. Frederick Starks und seine Wiedergeburt unter falschem Namen zum fünften Mal jährte, hörte sich Ricky den ganzen Vormittag lang nur kaum gezügelte Rage und spontanes Schluchzen an, blickte in verhärtete oder tränennasse Gesichter.

Die Wut nahm die unterschiedlichsten Formen an.

Obszönitäten: *Schwanzlutscher. Wichser. Gottverdammte Arschlöcher.* Jedes Mal ein Schwall gallebitterer Worte in zunehmend frustriertem Ton. Manchmal geflüstert, dann wieder geschrien und in der Enge seiner Praxis hinausgebrüllt. Laut. Leise. Unversöhnlich. Traurig. In einem Moment feuerten die Patienten ihre Worte wie Geschosse ab, im nächsten verschanzten sie sich wie in einem Schützengraben. In fast allen Fällen bezogen sich die Worte auf Mütter, Väter, Geschwister, Chefs, untreue Lebenspartner, verlogene Freunde, unaufrichtige Kollegen und einmal sogar, ausgerechnet seitens der manierlichen Mrs Heath, auf ihre himmelschreiend undankbaren Kinder. Diese schienen über alle Maßen unzufrieden mit den Verfügungen der letzten Fassung ihres Testaments zu sein – insbesondere mit dem großen Betrag, der an »Ärzte ohne Grenzen« gehen sollte. Keine einzige der Obszönitäten, mit

Ihrem Fall, Virgil –, oder aber Sie beide kommen zu dem Schluss, dass dies alles und die Annehmlichkeiten, die damit verbunden sind, letztlich von keinem Wert für Sie sind, und Sie entscheiden sich lieber dafür, ein Mörderpaar zu sein?«

Merlin und Virgil schwiegen.

»Verschafft Ihnen der Tod Befriedigung oder das Leben?«

Keine Antwort.

»Knifflige Wahl, vor der Sie da stehen«, sagte Ricky.  
»Wie gesagt, nur sehr wenigen Menschen ist es vergönnt, sich bewusst gegen ein Leben als Psychopath zu entscheiden.«

Diesmal schlug ihm gut eine halbe Minute lang Schweigen entgegen.

»Leben Sie wohl, Doktor«, sagte Merlin schließlich zugeknöpft. »Ich hoffe, wir sehen uns nie wieder.«

*In einem Gerichtssaal, draußen vor seinem Haus oder vor der Schule seines Sohnes, gegenüber ihrer Wohnung am Washington Square, im Publikum im Theater. Nein, er glaubte nicht, jemals wieder einen dieser Orte aufzusuchen.*

»Nie ist ein Wort, das wir in meinem Metier nur selten in den Mund nehmen«, sagte Ricky.

Damit kappte er die Verbindung.

Einen Moment lang saß er einfach nur da. Ricky begriff, dass er sich freiwillig auf schwankenden Untergrund, auf

ungewisses Terrain begeben hatte, wo ihn mit jedem Atemzug Zweifel beschleichen würden. Dasselbe galt gewiss auch für die verbliebenen zwei Mitglieder der Familie, die einmal seinen Tod beschlossen hatten. Nur dass er in einer Welt schwieriger Fragen zu Hause war, sie dagegen wohl eher nicht. Zweifel waren für den Psychoanalytiker wie der Ton für den Töpfer. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte er sich frei und unbeschwert – ganz ähnlich wie nach Turbulenzen, wenn das Flugzeug auf zwölftausend Metern Höhe wieder ruhig dahinglitt.

So oder so, sagte sich Ricky, da waren andere Waisenkinder, die wirklich auf seine Hilfe angewiesen waren.

# Impressum

© 2018 der eBook-Ausgabe Droemer eBook

© 2018 by John Katzenbach

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH &  
Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Eberhard Kreutzer

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic / Shutterstock

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im  
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-44211-1

## **Hinweise des Verlags**

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

**Wissen, was gelesen wird**